

Zeitschrift: SuchtMagazin

Band: 32 (2006)

Heft: 6

Artikel: "Wie Experten und Expertinnen sich finden können"

Autor: Minder, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-800974>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Wie Experten und Expertinnen sich finden können»

Tagung «voneinander Lernen» III in Bern vom 27./28. Sept. 2006

Walter Minder*

Die dritte gemeinsame Tagung von Forschenden und Leuten aus der Praxis, organisiert vom Bundesamt für Gesundheit, hatte sich hohe Ziele gesetzt. Sie knüpfte an die beiden letzten Tagungen an und wollte neueste Erkenntnisse aus Forschung und Praxis vermitteln. Noch mehr war es der Bundesbehörde ein Anliegen, Forschende und praktisch Tätige miteinander ins Gespräch zu bringen, und gemeinsam zu überlegen, wie Strukturen, Austauschgefässe etc. geschaffen werden könnten, welche beiden zu Gute kommen. Neu war der Einbezug wenigstens eines Politikers, der sozusagen das dritte Standbein verkörperte.

Forschung und Praxis

In seinem einführenden Referat wies Ambros Uchtenhagen auf verschiedene Punkte des nicht ganz einfachen Verhältnisses zwischen Forschung und Praxis hin. So stellte er fest, dass die letzten zwei Tagungen «voneinander Lernen» I und II mehrheitlich eine Art Einbahnstrasse von Forschung zur Praxis waren und deutlich weniger eine Erörterung der Wissens- und Forschungsbedürfnisse als Anliegen der Praxis an die Forschung. Es zeigte sich, dass sich der Einbezug von Fachleuten aus der Praxis bei der Formulierung von Fragestellungen und Zielen in der Forschung in Grenzen hielt.

Weiter führte Uchtenhagen aus, dass die zwei vergangenen Tagungen Anlass zu Überlegungen gaben, wie der Wissenstransfer optimiert werden könnte, im

Sinne einer besseren Bedürfnisorientierung, einer systematischen Verwertung neuer Erkenntnisse in zielgruppenspezifischer Weiterbildung, einer Kooperation in themenspezifischen Netzwerken zwischen Praktikern/-innen und Forschenden, unter Einbezug der elektronischen Medien. Diese Anliegen bestehen nach wie vor und sind heute allenfalls in Ansätzen realisiert. Schliesslich sind wir auch nicht weiter in Sachen Transfer-Forschung; wir wissen wenig darüber, wie Weiterbildung in der Praxis umgesetzt wird und welche Folgen sie für das Kompetenzniveau der präventiven, therapeutischen und beratenden Institutionen hat.

Trotz dieser eher düsteren Bilanz Uchtenhagens muss darauf hingewiesen werden, dass beispielsweise die Fachgruppe Prävention des Fachverbandes Sucht sich im letzten Jahr zweimal in einem halbtägigen Fachaustausch mit der Umsetzung von Forschungsergebnissen in die Praxis und dem Austausch Forschung-Praxis auseinander gesetzt hat. Im Feld tut sich möglicherweise mehr als erwartet, und das Bedürfnis voneinander zu lernen, scheint zu wachsen.

Modell «Berlin-Brandenburgische Suchtakademie»

Vor einigen Jahren hat die Berlin-Brandenburgische Suchtakademie ein Austauschforum gegründet, das sehr unterschiedliche Vertretende aus Forschung und Praxis vereint. Unser nördlicher Nachbar scheint uns hier einen Schritt voraus zu sein. Das Modell der Berlin-Brandenburgischen Suchtakademie, vorgestellt von Jakob Hein, ist mit einem geringen finanziellen und personellen Aufwand realisiert worden. Vertretende aus Forschung und Praxis treffen sich regelmässig zum Austausch und zur gegenseitigen Information. Nebst den üblichen Akteuren/-innen im Suchtforschungsbereich und der Pra-

xis gehören Vertretende der Krankenkassen und der Politik ebenfalls dazu. Monatliche Treffen, an denen bis zu 60 Personen teilnehmen, beginnen meistens mit einem Impulsreferat und daran schliesst eine gemeinsame Diskussion. Für das gute Funktionieren ist es wichtig, dass es kein hierarchisches Modell ist: Alle Teilnehmenden vertreten ein bestimmtes Arbeitsfeld und eine eigenständige Institution.

Jakob Hein führt aus: «*Seit langem gibt es in Berlin viele Experten für Abhängigkeitserkrankungen: Ärzte in Schwerpunktpraxen behandeln Mehrfachabhängige, die Universitätspsychiatrie erforscht neurobiologische Zusammenhänge der Sucht, die akademische Psychologie widmet sich der Untersuchung phänotypischer und testpsychologischer Aspekte von Abhängigkeitserkrankungen, das regionale Suchthilfenetzwerk und eine grosse Anzahl von Krankenhäusern und Rehabilitationseinrichtungen verfügen über Expertise bei der Behandlung abhängigkeitskranker Patienten. Ein wesentlicher Aspekt ist auch, dass in der Region nicht nur die Landesregierungen wichtige Ansprechpartner sind, sondern hier auch der Sitz der Bundesregierung und damit die Notwendigkeit von politischer Arbeit zur Verbesserung der Situation Abhängigkeitskranker gegeben ist.*

Die Berlin-Brandenburgische Suchtakademie hat sich zum Ziel gesetzt, die im Bereich der Suchtforschung und Suchtbehandlung tätigen Experten/innen in Berlin und Brandenburg zu vernetzen und den gegenseitigen Austausch zu erleichtern. Leiterinnen und Leiter von Forschungs- und Behandlungseinrichtungen sowie Einzelpersonen mit besonderer Erfahrung und Qualifikation in der Suchtmedizin können Mitglied werden.

Eine besondere Aufgabe der Berlin-Brandenburgischen Suchtakademie ist die Durchführung von Expertenhea-

* Walter Minder, Lic. phil. Psychologe FSP, Bundesamt für Gesundheit, CH-3003 Bern. E-Mail: walter.minder@bag.admin.ch, T: 031/323 28 16

rings und Seminaren zu aktuellen Themen der Suchtmedizin, der Einsatz für einen rationalen Dialog zwischen Patient*innen, in der Forschung und Behandlung tätigen professionellen Helfenden, den Kostenträgern und der Politik sowie der Abbau von Vorurteilen und Diskriminierung von abhängig kranken Menschen.»

Bis heute sind die grössten Hindernisse die fehlenden finanziellen Mittel und teilweise auch die Enge des Auftrags einzelner Akteure/innen (nicht als Leistung anrechenbare Zeit für die gemeinsamen Treffen), die eine Teilnahme an einem solchen Austauschgremium erschweren. Die Erfahrungen mit diesem regionalen Modell (allein Berlin hat über 4 Mio. Einwohner) sind überaus positiv, bereichern die eigene Arbeit und erleichtern den Zugang der verschiedenen Akteure/innen zueinander.

Schwerpunkt Austausch

Die Tagung «voneinander Lernen» III knüpfte am ersten Tag in der Form an die vergangenen zwei Tagungen an: Referate und Podiumsgespräch am Morgen, Referate und parallele Workshops am Nachmittag. Der zweite Tag hingegen wurde völlig neu konzipiert und war ganz dem Austausch zwischen Praxis und Forschung gewidmet: Grossgruppenkonferenz, World Cafés und offene Mini-Labs zu aktuellen Themen waren die Methoden, welche die Teilnehmenden miteinander ins Gespräch brachten. Wer wollte, konnte viele Leute und ihre Arbeitsgebiete näher kennen lernen, Kontakte knüpfen und sich in die verschiedensten Themen vertiefen. Im gegenseitigen Austausch zeigte sich eine erfreuliche Entwicklung der Suchtarbeit: Seit einigen Jahren ist der Dogmatismus am Verschwinden. Stattdessen setzt sich ein deskriptiver, an Phänomenen orientierter Ansatz in Praxis und Forschung mehr und mehr durch. Beispiele, die das belegen, sind zahlreich: So führte Gerhard Wiesbeck im «Minilab» *neurobiologische Erkenntnisse* unter anderem folgendes Forschungsergebnis aus: Die Motivation ist zwar für den Einstieg in eine Therapie wichtig, nicht jedoch für den weiteren Verlauf und das Endresultat (Konsumrate). Diese Erkenntnis hat enorme Bedeutung für die Praxis, sagt es doch aus, dass die oft gut motivierten, «freiwilligen» Klient*innen nicht zwingend mehr von einer Intervention oder Beratung

profitieren als diejenigen, die zu einer Therapie «genötigt» werden. Natürlich braucht es bei den unterschiedlich motivierten Klient*innen verschiedene Ansätze in Beratung und Therapie.

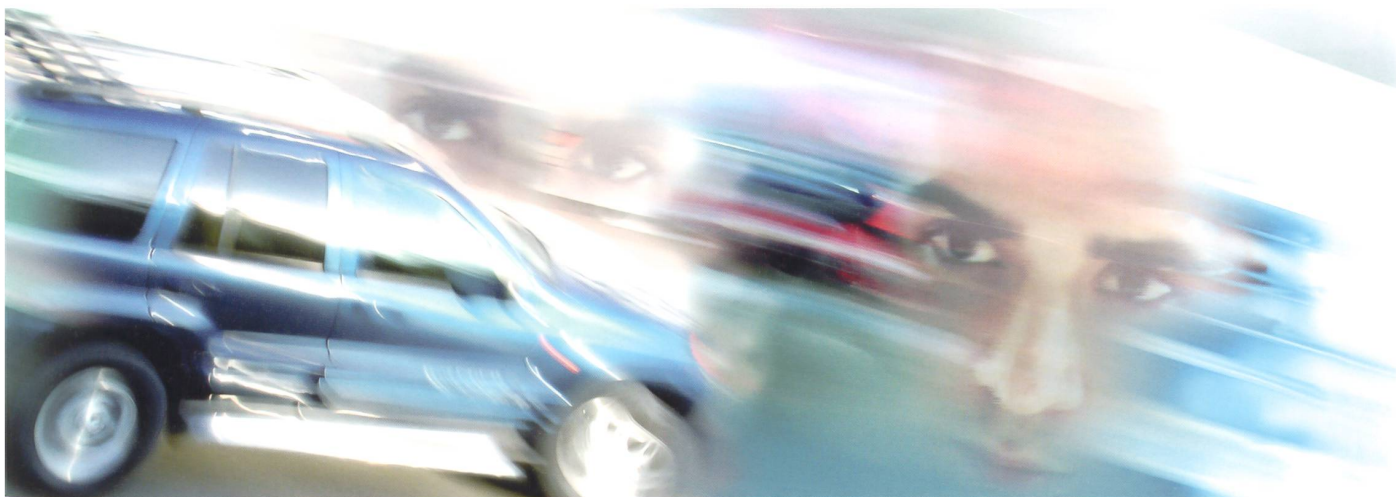
Ein weiterer Themenbereich, der aufzeigt, dass der Dogmatismus seinen Rückzug angetreten hat, sei hier herausgegriffen: Ausstieg muss nicht mehr zwingend Abstinenz heissen. In verschiedenen Workshops und in den Diskussionen des «Café dialectique» (Methode World Café) wurde mehrfach hervorgehoben: Der Drogenkonsum von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in der Schweiz hat sich seit einigen Jahren deutlich verändert. Die Entwicklung geht weg von den Opiaten und hin zu aufputschenden Substanzen, darunter hauptsächlich Kokain, aber auch Amphetamin und Ecstasy. Cannabis und Alkohol sind zurzeit als Entspannungs- und Freizeitdrogen sehr beliebt. Es sind zwar meistens die alten, wohlbekanntesten psychoaktiven Substanzen, die konsumiert werden, jedoch der gesellschaftliche Kontext, die Art der Einnahme und die Konsumierenden geben den Drogen eine neue Funktion und Bedeutung. Für das Hilfesystem aber auch für die Forschung treten daher neue Fragen und Problemstellungen auf. Die generellen Therapieansätze für Suchtpatient*innen – meist direkt auf Abstinenz ausgerichtet – haben sich hin zu individuellen Behandlungen mit unterschiedlichen Zielsetzungen gewandelt. So kann es zieldienlich sein, den Konsum zu reduzieren und die Kontrolle über das eigene Konsumverhalten zur Schadensminderung wieder zu erlangen. Ebenso gut kann aber in einem andern Fall das Ziel der Abstinenz fokussiert werden.

Anpassung und Neuorientierung

Ein erheblicher Teil der Süchtigen leidet unter grossen psychischen Problemen, wie Depression, Ängstlichkeit, Suizidalität, soziale Probleme und Dissozialität. Die Verwundbarkeit der Süchtigen und Suchtgefährdeten liegt in der (drohenden) sozialen Desintegration mit all ihren negativen, langfristigen gesundheitlichen Folgen. Diese nicht ganz neue Erkenntnis, welche Forschungsergebnisse heute bei verschiedenen Formen von Sucht übereinstimmend zeigen, muss noch vermehrt in der Praxis und vor allem bei politischen Entscheidungen berücksichtigt werden. Der heute von vielen Konsumierenden

praktizierte, flexible und sich schnell verändernde Umgang mit Suchtmitteln verlangt eine Anpassung und stetige Neuorientierung aller involvierten Akteure/innen. Das ergibt neue Ziele, veränderte Strukturen und eine neue Identität für Beratungs- und Betreuungseinrichtungen. Innovative Vorgehensweisen bei der Therapie und Beratung müssen in der Praxis oftmals angewandt werden, bevor wissenschaftliche gesicherte Daten über ihre Wirkungen vorliegen. Dass in diesem schnellen Wandel Forscher/innen und Praktiker/innen (wie Politiker/innen) gleichermaßen gefordert sind, versteht sich von selbst. Diese Beispiele zeigen, dass die ideologisch gefärbten Grundsätze als Relikte der 70er- und 80er-Jahre am Verschwinden sind, und durch einen ökonomischen und praktischen Blickwinkel abgelöst werden, der heute in Prävention und Behandlung weit verbreitet ist. Das erleichtert einerseits zwar den Austausch zwischen Forschung und Praxis, andererseits wird er auch erschwert, da erst Geld und Zeit diesen ermöglichen. Gleichzeitig zeigt diese Entwicklung auf, dass beide, Forschung und Praxis, stark von den finanziellen Mitteln und von den Veränderungen im Umfeld abhängig sind, und damit im gleichen Boot sitzen.

Der Umgang mit neuen Phänomenen (z. B. Zusammengehen von Jugendlichen, die Alkohol trinken, mit älteren Alkoholabhängigen oder der Mischkonsum von verschiedenen Substanzen) verlangen eine viel grössere Flexibilisierung des Angebots und des Vorgehens als es bis heute nötig und üblich war. Die Forschung kann helfen, traditionelle Ansätze in der Suchtarbeit zu hinterfragen und auf ihre Wirksamkeit hin zu überprüfen, und die Praxis kann neue Fragestellungen an die Forschung herantragen. Jüngere Konsumierende legen sich beispielsweise im Konsum von Suchtmitteln und auch bei Süchten ohne Substanzkonsum nicht mehr so fest, d.h. Kombinationen und Wechsel («Symptomverschiebungen») sind weit verbreitet. Das wirft die Frage auf, welche Art Einrichtungen und welche Beratungsangebote geeignet sind auf diese Klientel, diese Patient*innen einzuwirken. Z. B. berichten Beratungsstellen für Jugendliche, dass sie sehr flexibel auf Veränderungen reagieren können. Die Angebote richten sich an die Zielgruppe und sind nicht auf eine bestimmte Symptomatik, auf Substanzen, Konsum-



muster oder Risikoverhaltensweisen eingeschränkt und daher flexibel handhabbar.

Politische Massnahmen

Mehrfach wurde erwähnt, dass die Repression noch wenig beforscht ist. Man weiss nicht so genau, welche Wirkung sie hat, und wie sie allenfalls verbessert werden könnte. Das hängt vermutlich damit zusammen, dass repressive Ansätze in der Suchtarbeit wenig beliebt sind, wie jede Form der sozialen Kontrolle. Während im politischen Alltag die Repression ein oft diskutiertes und eingesetztes Mittel ist, kam sie an dieser Tagung sicher zu kurz. Das mag teilweise ein Spiegel davon sein, dass deren Vertretende in der Vergangenheit mit separaten Weiterbildungen und Erfahrungsaustausch mehr oder weniger eigene Wege gingen, dabei wäre ein bereichsübergreifender Austausch besonders wichtig. Zwar waren im Podiumsgespräch ein Staatsanwalt, E. Kuhn, Kanton AG, und ein Politiker vertreten, doch bildeten sie im Gesamten der Tagung die einzigen mehr oder weniger direkten Bezüge zum Thema Repression und Politik.

Lorenz Hess, Gemeinderat, Grossrat (Kanton BE) und früherer Mitarbeiter des BAG, äusserte sich zur Rolle der Politik deutlich: «*Was nützt ein gelungener Dialog zwischen Praxis und Forschung, wenn die Politik nicht mitmacht.*» Zugleich zeigte er sich überzeugt, dass Politiker/innen sich offen mit den Ergebnissen von Forschung und Praxis auseinandersetzen würden, sofern sie allgemeinverständlich aufbereitet werden. Politische Prioritäten sind oftmals anders gesetzt als die der Forschung oder Praxis, und die Politik hat ihre eigenen Agenden. Eine Art Übersetzung von Forschungsergebnissen, die

Praktiker/-innen verstehen, und Vereinfachungen, bzw. eindeutige Aussagen, die Politiker/-innen in ihren Gremien vertreten können, wären hier hilfreich. Dass sich die Forschung und auch Praxis damit eher schwer tun, liegt in der Natur der Sache: Wollen doch Forschung und auch Praxis ein beforschtes und bearbeitetes Problem differenziert beschreiben und nicht simplifizieren.

Fazit

Die Tagung hat breit informiert und zur Diskussion angeregt. Wer von den vielen Teilnehmenden die Diskussion ge-

sucht hat, konnte sie führen, sei es an den Tischchen im Saal, am Kaffeebuffet oder im Freien. Eine abschliessende Bilanz zu ziehen ist schwierig, und vielleicht ist es ähnlich wie bei der Suchtprävention und -therapie: Ergebnisse in einem Feld mit komplexen Einflussgrössen sind nicht einfach messbar. Doch was mit Sicherheit festgestellt werden kann: Es gab genügend Gelegenheiten neue Leute, ihre Arbeitsfelder, ihre Fragestellungen und Ideen kennen zu lernen. Bleibt zu hoffen, dass an der nächsten Tagung bereits von neuen Austauschforen und Erfahrungen berichtet werden kann. ■

Inserat

info
coordination intervention suisse
drog

Die schweizerische Koordinations- und Fachstelle Sucht

Eigerplatz 5
Postfach 460
CH-3000 Bern 14
T +41 (0)31 376 04 01
F +41 (0)31 376 04 04
www.infodrog.ch
office@infodrog.ch